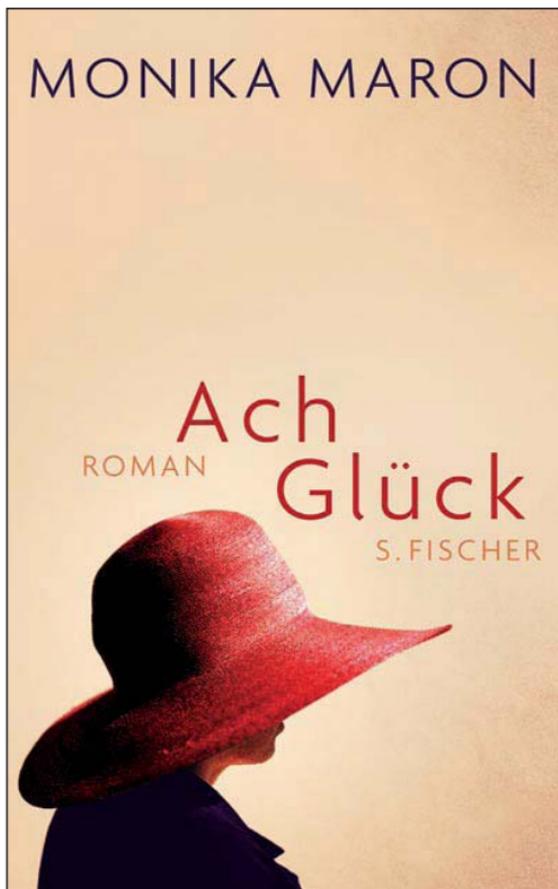


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Monika Maron

Ach Glück

Roman



Preis € (D) 18,90 SFR 33,40 (UVP)

224 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-048820-6

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

»Fassen Sie sich ein Herz«, hatte Natalia geschrieben, »fassen Sie sich ein Herz, meine Liebe, und kommen Sie her.«

Wenn das so einfach ginge, dachte Johanna, sich ein Herz fassen; irgendein kräftiges, abenteuerlustiges Herz, das einem Vorübergehenden in der Brust schlug, fassen und für sich selbst weiterschlagen lassen.

Wessen Herz soll ich mir fassen? schrieb Johanna zurück.

Und Natalia Timofejwna: Haben Sie denn kein eigenes?

Sie war fast neunzig und spindeldürr, saß in einem Internet-Café in Mexico City und fragte Johanna, ob sie kein Herz hätte.

Am Tag darauf schrieb sie ihr: Ich komme in zwei Wochen.

Und jetzt saß sie zusammen mit dreihundert anderen Leuten in diesem monströsen Blechbehälter zehn

Kilometer über der Erde, trank Cola und kaute Erdnüsse, während sie die Flugnachrichten auf einem der Monitore verfolgte, als hielte sie es tatsächlich für normal, sich in einem fliegenden Kino fortzubewegen.

Ihre Hände waren kalt, die Finger ineinander verschränkt wie zum Gebet. Immer, wenn das Flugzeug startete, suchten ihre Finger einander, anfangs unbewusst, und nachdem sie bemerkt hatte, dass ihre Hände sich jedes Mal, wenn das Flugzeug in steiler Schräglage in den Himmel stieß, auf diese aus ihrer Kindheit stammende Demutsgeste besannen, hielt sie es für leichtsinnig, sie daran zu hindern. Wenn sie es unbedingt wollten, auch ohne ihr Zutun, half es ja vielleicht. Die Möglichkeit abzustürzen, nur weil sie ihren Händen verbot, ihrem Urbedürfnis zu folgen und sich ineinander zu verschlingen, ließ sie vor dem Experiment zurückscheuen, auch wenn sie das Ganze eigentlich für Unfug hielt.

Sie war eine ungeübte Alleinreisende. Sie war noch nie allein geflogen, immer hatte Achim neben ihr gesessen; einmal Laura, als sie ihr zum Abitur das Wochenende in London geschenkt hatten und Achim zwei Tage vorher krank geworden war.

Zum ersten Mal allein fliegen. Zum ersten Mal nach Mexiko. Im Alter verging die Zeit wahrscheinlich so schnell, weil man fast nichts mehr zum ersten Mal tat. Monatelang, jahrelang wiederholte man, was

man schon tausendmal getan hatte, sodass die Monate und Jahre sich wie eine Folie über ein altes, vollkommen gleiches Muster legten und mit ihm verschmolzen, als hätte es sie gar nicht gegeben.

Jeden Morgen die gewohnte Sorte Tee oder Kaffee kochen, die einmal abonnierte Zeitung lesen, zur gleichen Zeit mit der gleichen Arbeit beginnen, am Abend die gleichen Freunde treffen oder einen alten Film sehen und sich erschrecken, weil man sich nur noch an Bruchstücke erinnern kann. So war es. Sogar, als sie plötzlich in einem anderen Staat lebten und von der Kaffeessorte bis zur Zeitung alles anders wurde und sie sogar in eine andere Wohnung in einem anderen Stadtbezirk zogen, war es nach kurzer Zeit wieder so. Sie tranken anderen Kaffee, lasen andere Zeitungen, aber wenn sie beim Frühstück einander gegenüber saßen, war es wie in all den Jahren davor, als hätten sie ihr Leben in eine andere Sprache übersetzt, in der sie nun die alten Sätze sagten. Sie klangen nur anders.

Bis vor vier Monaten war es so.

Vielleicht wäre auch ohne Bredow alles so geworden, wie es jetzt war; wer konnte das wissen. Aber fest stand, dass mit Bredow – seit sie ihn von dem Abfall-eimer befreit hatte, an den ihn jemand auf dem Parkplatz an der Autobahnausfahrt Bredow gebunden hatte – die Serie von Erstmaligkeiten begonnen hat. Bredow war ihr erster Hund.

Was ist das, hatte Achim gefragt, als Johanna, schwere Taschen in beiden Händen und den Strick, mit dem man den Hund festgebunden hatte, über den Unterarm gestreift, vor der Tür stand; was ist das?

Ein Hund, hatte sie geantwortet, Riesenschnauzer und nochwas, und ging, als gäbe es dazu nicht mehr zu sagen, an Achim vorbei in die Küche. In ihrem Rücken klapperten die Krallen des Hundes leise auf dem Parkett. Dann knotete sie ihm den Strick vom Hals, stellte eine Schüssel mit Wasser neben die Tür, setzte sich auf einen Stuhl und sah dem Hund beim Trinken zu.

Ich konnte ihn doch nicht stehenlassen, sagte sie.

Achim stand in der Tür, sah abwechselnd auf den Hund und auf seine Frau. Und was soll mit ihm werden, fragte er.

Der Hund leckte die letzten Tropfen aus der Schüssel und schob sie dabei bis an die Türschwelle. Achim trat einen Schritt zurück. Du hast ja Angst, sagte Johanna und füllte noch einmal Wasser in die Schüssel.

Der Hund löffelte sich mit der Zunge geräuschvoll das Wasser in die Schnauze, setzte sich, als er endlich genug getrunken hatte, dicht neben Johannas Bein und sah Achim an, als ahnte er, dass sein Schicksal von dieser, an Größe ihn und seine Retterin überragenden Gestalt abhing.

Was soll nun mit ihm werden, fragte Achim noch einmal.

Johanna streichelte dem Hund die Stirn, verfolgte die Bewegung ihrer Hand auf dem schwarzen Fell und sagte ohne aufzusehen: Ich glaube, er bleibt.

Sie hatte bis dahin selbst nicht gewusst, was sie auf diese unvermeidliche Frage antworten würde, und hätte Achim ein bißchen weniger fordernd gefragt, hätte am Ende seines Satzes wirklich ein Fragezeichen gestanden, wäre sie seinen Bedenken vielleicht zugänglich gewesen.

Am Nachmittag kaufte sie in einem Geschäft in der Lietzenburger Straße, das ihr wegen seines Namens »Hundehütte« früher schon aufgefallen war, Leine, Halsband, zwei Näpfe aus Edelstahl, einen roten und einen gelben Vollgummiball und ein halbes Pfund Hundekeks.

Obwohl Achim zu dem Tier allmählich Vertrauen fasste, ihm ab und zu auch ein Stück Wurst oder eine joviale Redensart zuwarf, na, du alter Rabauke oder komm her, du Stinktief oder ähnliches, obwohl er gerührt war, wenn der Hund ihm den Kopf zwischen die Knie schob, um sich die Ohren streicheln zu lassen, blieb der Hund eine ungeklärte Angelegenheit, in der Achim mal eine Kampfansage, mal einen Vorwurf vermutete. Er beteiligte sich zwar an der Namenssuche, hielt aber Lauras Vorschlag, ihn nach der Autobahnabfahrt, an der Johanna ihn gefunden hatte, Bredow zu nennen, für literarisch zu belastet, was Lau-

ra, die von Willibald Alexis noch nie etwas gehört hatte, blödsinnig fand. Achim sagte, Hunde müssten Struppi, Lumpi oder Strolchi heißen. Sie nannten ihn trotzdem Bredow.

Das Auto stand an der Friedrichsbrücke. Er warf Münzen für eine weitere Stunde Parkzeit in den Automaten und schlenderte, vorbei am Alten Museum, über den Lustgarten. Er hatte den Platz zwischen Dom, Museum und Zeughaus immer Lustgarten genannt, obwohl der, solange er ihn kannte, dem Aufmarschplatz zwischen Breite Straße und Unter den Linden zugeschlagen war und wie dieser Marx-Engels-Platz hieß; und obwohl damals nichts an seiner schwarzgrauen steinernen Gestalt den Gedanken an Lust aufkommen ließ und bestenfalls ein paar magere Grashalme, die sich zwischen den Pflastersteinen ans Licht gekämpft hatten, an einen Garten hätten erinnern können. Als der Platz von seinem falschen Namen und später auch von seiner militanten Bepflasterung endlich befreit wurde, hatte Achim eine glückliche Genugtuung empfunden; so wie er als Kind erleichtert und zufrieden gewesen war, wenn im Märchen das Gute über das Böse gesiegt hatte und die Gerechtigkeit wiederhergestellt war.

Auf den frisch ausgerollten Rasenflächen rund um den Brunnen lagerten Paare, Grüppchen und Einzelne; Mädchen hatten die Hosenbeine über die Knie geschoben und boten ihre rosigen Beine der sommerlich heißen Aprilsonne dar. Für einen Augenblick überkam ihn die Lust, selbst da zu sitzen, wenigstens zum Schein einer dieser unbekümmerten Müßiggänger zu sein. Aber welchen Anblick böte er zwischen all dieser frühlingsbesoffenen Jugend? Wie ein kreislaufschwacher Greis würde er sich ausnehmen oder schlimmer: wie einer, der sein Bild nicht kannte, oder gar wie ein Voyeur, der sich an der Ungeniertheit der Liebespaare ergötzte. Er ging weiter in Richtung der Linden, wo auf der anderen Straßenseite die abgetakelte Zwingburg der proletarischen Diktatur wie zur Abschreckung herumstand, enthäutet, grüdig, die braungläsernen Teile der Fassade, in denen sich früher der Dom gespiegelt hatte, nun verdreckt und stumpf. *Asbestsanierung im ehemaligen Palast der Republik* stand auf dem blauen Zaun, der die Baustelle zur Straße hin begrenzte. Ehemaliger Palast, dachte Achim, was für ein Unfug. Ein Palast ist ein Palast, der zwar ein zerstörter, verfallener, demontierter oder ausgebrannter Palast sein kann, aber kein ehemaliger. Dieses Ding war zwar nie ein Palast, sondern nur der *Palast der Republik*, aber das ist er immer noch, nur in einem anderen Zustand. Jetzt ist er der seiner

Haut beraubte, fast schon skelettierte, aber keinesfalls der ehemalige *Palast der Republik*. Selbst abgerissen würde er immer noch der Palast der Republik sein; dort stand der Palast der Republik, würde man dann sagen, und nicht: dort stand der ehemalige Palast der Republik, wie man ja auch nicht sagte: dort stand das ehemalige Schloss, sondern: dort stand das Schloss. Wogegen man allerdings sagen durfte: da steht der ehemalige Regierungssitz, wenn die Regierung, die das Gebäude einmal besessen hat, der Geschichte anheimgefallen war und das Gebäude mittlerweile einer anderen Nutzung übergeben. Nur die sekundären Eigenschaften einer Sache unterliegen der Ehemaligkeit, dachte Achim, nicht aber das Wesen. Er zum Beispiel, Achim Martin, war zwar ein ehemaliger Mitarbeiter seines Instituts, aber niemand würde nach seinem Tod, wenn dann überhaupt noch jemand von ihm sprach, vom ehemaligen Achim Martin sprechen, weil es sein Wesen war, Achim Martin zu sein, die Eigenschaft als Institutsmitarbeiter hingegen nur seine Nutzung, so wie ein Gebäude als Regierungssitz genutzt werden konnte. Je länger er über das Wort ehemalig nachdachte, umso heftiger empörte ihn dessen öffentliche, gewiss genehmigungspflichtige und damit quasi amtliche Verwendung auf dem blauen Bauzaun. Nicht dass er für dieses unangemessen prahlerische Bauwerk je Sympathie empfunden

hätte, so wenig wie für den Geist, den es verkörperte. Und gerade darum erbitterte es ihn, dass er jetzt mit ihm gemeinsam in den Sog der Ehemaligkeit geraten war. Nur ein einziges Mal hatte dieser Palast ihm zu einem Glücksgefühl verholfen. Das war im Jahr seiner Eröffnung, als die Demonstration am 1. Mai von der Karl-Marx-Allee auf den Marx-Engels-Platz verlegt wurde. Auf der Balustrade am unteren Drittel der Palastfassade standen die Oberhäupter der Regierung und der Partei und nahmen ihrem Volk, darunter auch er und Johanna, die Parade ab. Es war ein ähnlich warmer und sonniger Tag wie heute, und wenn der Anlass des kollektiven Spaziergangs den meisten auch peinlich war, beherrschte doch ein allgemeiner Frohsinn oder wenigstens eine der absurden Situation entsprungene Albernheit die Menschenmenge auf dem Platz. Lächerlich klein und kaum erkennbar klebten die Oberhäupter wie die Figuren eines Puppentheaters an der Fassade ihres symbolträchtigen Bauwerks, für das die ganze Republik ihre Bauarbeiter und Baumaterialien in die Hauptstadt hatte entsenden müssen, sodass für dieses eine Haus tausend andere im Land dem Verfall anheimgegeben waren. Und nun, im Augenblick des lange geplanten Triumphes, verschwanden die Bauherren bis zur Brust hinter der Betonverkleidung des langen schmalen Balkons, von manchen sah man nicht mehr als Kopf und

Strohhut, und selbst wer ihnen, aus Pflicht oder Neigung, wirklich zujubeln wollte, ließ bald entmutigt die Arme sinken. Johanna hüpfte vor Freude neben ihm her und rief: das machen die nie wieder, das machen die nie wieder. Sie trug ein kurzes Lederröckchen, das die Schenkel gerade halb bedeckte, dazu weiße Söckchen und kinderschuhähnliche Sandalen. Weiße Söckchen waren damals wohl gerade in Mode. Johanna behielt recht; im Jahr darauf marschierten sie wieder durch die Karl-Marx-Allee. Damals waren sie um die dreißig, er kurz danach und sie kurz davor. Unsere ehemalige Jugend, dachte er, unsere ehemalige Jugend in diesem ehemaligen Staat.